

Zeitschrift:	Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Herausgeber:	Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band:	140 (1962)
Artikel:	Der mittelalterliche Adel und seine Burgen im ehemaligen Fürstbistum Basel
Autor:	Meyer, Werner
Kapitel:	C.: Die Burgen
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1006905

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

C. Die Burgen

1. Die Burg als Bauwerk

Im Gebiet des Bistums Basel sich über das Aussehen der Burgen zur Feudalzeit ein Bild zu machen, ist keineswegs leicht. Die wenigen erhaltenen Festen Wildenstein, Pratteln, Binningen, Bottmingen, Zwingen und Pruntrut sind im Laufe des späten Mittelalters und der Neuzeit sehr stark verändert worden. Das gleiche gilt von den meisten wohlerhaltenen Ruinen, zu denen Dorneck, Pfeffingen, Landskron, Morimont, Pfirt oder Montvoie gehören. Mittelalterlichen Bestand finden wir noch auf Waldenburg, Gilgenberg oder der oberen Vorburg. Schriftliche Dokumente fehlen weitgehend. Ältere Abbildungen sind zwar häufig, doch stammen sie zum größten Teil aus dem 17. und 18. Jahrhundert und geben somit den mittelalterlichen Bestand nur in seltenen Fällen wieder. Als besonderer Glücksfall hat zu gelten, daß auf dem Dornacher Schlachtholzschnitt von etwa 1500 die drei Burgen Dorneck, Birseck und Reichenstein in durchaus mittelalterlichem Gepräge abgebildet sind. Beschreibungen von Burgen aus der Zeit vor 1500 sind ausgesprochen selten und enthalten nur wenige verwertbare Mitteilungen. Archäologische Untersuchungen könnten wesentliche Anhaltspunkte vermitteln, doch sind bis jetzt auf unserem Gebiet erst sehr wenige Ausgrabungen nach wissenschaftlichen Grundsätzen durchgeführt worden. Die große Masse der Burgenanlagen bietet ein Bild des weit fortgeschrittenen Zerfalls. Die Reste lassen zwar bisweilen gewisse Vermutungen über den Grundriß zu, oft sind auch einzelne Mauerzüge, vielleicht sogar mit Fenstern oder Türen, erkennbar. Leider sind mehrere Burgruinen, die noch ansehnlichen mittelalterlichen Bestand aufgewiesen hatten, durch unsachgemäße Restaurierungen oder verfälschenden Wiederaufbau der Forschung für immer entzogen worden. Dies gilt vor allem für den Mittleren und den Hinteren Wartenberg, für Reichenstein und auch für Rotberg.

Es ist nun unsere Aufgabe, aus diesem Trümmerfeld, zusammengesetzt aus wenigen Mauerresten, einzelnen archäologischen Untersuchungen, aus Abbildungen späterer Epochen und spärlichen schriftlichen Dokumenten ein Bild der mittelalterlichen Feudalburgen zu gewinnen.

Die Festen des Adels waren ausgesprochene Zweckbauten. Sie dienten einer Edelfamilie als Behausung und mußten gegebenenfalls verteidigt

werden können. Kultisch-liturgische Bestimmungen brauchten nicht wie beim Kirchenbau berücksichtigt zu werden; der Bauherr konnte sich ganz den bestehenden Verhältnissen anpassen. Das Aussehen einer Burg war von den topographischen Voraussetzungen und von den finanziellen Möglichkeiten der Erbauer abhängig. Eine Burgenlage auf einem langgestreckten Felsgrat mußte naturgemäß anders aussehen als eine Feste auf einem runden Bergkegel. Die Grundrißverschiedenheiten, die wir immer wieder feststellen können, beruhen darauf, daß kein Bauplatz genau gleich wie der andere aussah. Grundrißtypen von Burgen zu unterscheiden, bedeutet in unserem Gebiet nicht mehr als eine abstrakte Spielerei ohne historische Erkenntnismöglichkeit.

Zur Erhöhung der Wehrhaftigkeit wurde beim Bau von Burgen die Beschaffenheit des Geländes sehr sorgfältig ausgenützt. In unserer Gegend errichtete man deshalb die meisten Festen auf Geländeerhebungen, an welchen ja der Jura mit seinen Kuppen, Felsgraten und Bergvorsprüngen aller Art keinen Mangel zeigte. In den Niederungen erhoben sich die kleinen Dorfburgen, über die wir einstweilen sehr wenig unterrichtet sind, sowie einige Wasserburgen. Auf Felseninseln inmitten eines Flusses entstanden Zwingen und der Stein zu Rheinfelden. Festen in einem künstlichen Weiher gab es vor allem in der Ajoie (Miécourt, Vendlincourt) und im Leimental (Leuhusen, Benken, Therwil, Bottmingen, Binningen und Gundeldingen).

Für Anlagen auf Geländeerhebungen, für die sogenannten Höhenburgen, wurden die mannigfachsten Möglichkeiten ausersehen. Besonders beliebt waren die zahlreichen Malmkalkrippen; denn sie boten wegen ihrer Steilheit hervorragenden Schutz und lieferten erst noch ein ausgezeichnetes Baumaterial. Auf dem schwer zugänglichen, wild zerklüfteten Grat des Bännli-fels zwischen Wahlen und Grindel erhoben sich einst zwei Burgen, über deren Geschichte bis jetzt nichts bekanntgeworden ist. Auf ähnlich wilden Felsgraten waren Fürstenstein, Spiegelberg, Blauenstein und die Erlinsburgen gebaut. Auf etwas leichter zugänglichen, aber immer noch sehr kühn gelegenen Kämmen standen die Festen Schönenberg, Aesch/Bärenfels, Landskron, die oberen Birseckburgen und Waldenburg. Auf Bergvorsprüngen in Spornlage erhoben sich Löwenburg, Rotberg, Neu-Wildeptingen, Gilgenberg, die Vorburgen, Neu-Tierstein und Neu-Homberg. Weniger häufig wurde der Gipfel eines höheren Berges als Bauplatz ausgesucht. Dies war auf Froburg, Madeln, Alt-Wildeptingen, Blochmont und Béridiai der Fall. Auf kleinen, ringsum abfallenden Erhebungen dagegen erbaute man häufig eine Burgenlage, wie die Beispiele von Münchenstein, Neu-Schauenburg, Asuel, Ramstein, Pruntrut, Waldeck, Pfirt, Montvoie und Liebenstein zeigen. Für kleinere Festen wählte man gerne einen isoliert gelegenen Felskopf (Sternenberg, Hilsenstein, Gutenfels, Neuenstein, Rei-

fenstein und Gilgenberg). Es wäre nun aber verfehlt, anzunehmen, den Burgen in ähnlicher Lage müßte das gleiche Bauschema zugrunde liegen. Gewiß wiederholen sich die einzelnen Bauteile, Türme, Ringmauern, Wohngebäude, Wirtschaftsanlagen, Torbauten häufig; doch erscheinen sie immer wieder in neuer Gestalt und in anderer Anordnung; letztere erweckt nicht selten einen so zufälligen und zusammengestückelten Eindruck, daß man sich fragen muß, ob beim Bau von Burgen überhaupt Pläne angefertigt worden sind (Pfeffingen, Löwenburg, Montvoie).

Den Kern der allermeisten Burganlagen bildete ein turmartiger Bau. Besaß dieser ausschließlich Wehrfunktionen, so wird er heute Bergfried genannt. Als Wohnturm bezeichnen wir ihn, wenn er außer zur Verteidigung auch als Behausung dienen konnte. Diese eindeutige moderne Terminologie läßt sich aber in der Praxis nur selten anwenden. Zwischen dem kleinen runden Bergfried von Birseck und dem gewaltigen Wohnturm von unregelmäßigem Grundriß auf Pfeffingen gab es alle möglichen Zwischenformen, so daß die moderne Terminologie geradezu in Frage gestellt wird. Wo im folgenden keine klaren Unterscheidungsmöglichkeiten vorhanden sind, verwenden wir den unverfänglichen Ausdruck «Hauptturm». Nicht selten besaßen diese Türme eine enorme Mauerstärke. Der Durchschnitt lag um die zwei Meter herum; an den Angriffsseiten konnte sie bis gegen vier Meter betragen (Sternenberg, obere Vorburg). Kleinere Türme besaßen in der Regel einen einfachen viereckigen (Waldenburg, Froburg) oder häufiger runden Grundriß (Bischofstein, Ramstein, Birseck, Schalberg usw.). Große Wohntürme waren entweder rechteckig gebaut (Mittlerer Wartenberg, Angenstein, Lanskron, Asuel), oder aber ihr Grundriß war völlig unregelmäßig, da er dem natürlichen Verlauf der Felskante folgte (Reichenstein, Pfeffingen, Gilgenberg, Löwenburg).

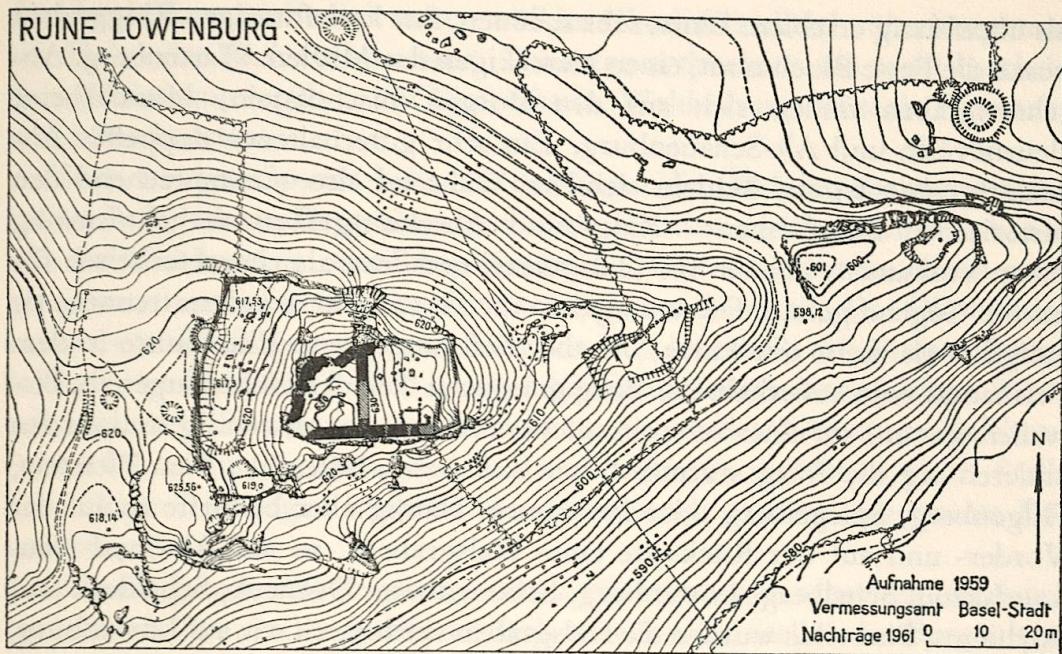
Die wichtigen Räume der Türme befanden sich meistens in den oberen Stockwerken, während das fensterlose Erdgeschoß als Vorratsraum oder als Verlies diente; dementsprechend wurde der Eingang in der Regel überirdisch in mehreren Metern Höhe angebracht. Er war entweder von einem benachbarten Gebäude aus oder über eine hölzerne, leicht abbrechbare Treppe zu erreichen. Die Annahme, diese Hocheingänge seien nur mittels Strickleitern oder anderer halsbrecherischer Vorrichtungen zugänglich gewesen, beruht wohl auf der etwas romantischen Verallgemeinerung seltener Einzelfälle. Der ebenerdige Eingang in den Wohnturm von Sternenberg hat als seltene Ausnahme zu gelten.

Die Haupttürme unserer Juraburgen waren in der Regel bis unter das Dach aus massivem Mauerwerk errichtet, so daß auch die Wohngeschosse aus Stein gebaut waren. Ab und zu finden sich Überreste von Konsolen,

etwa auf der Ländskron, welche darauf schließen lassen, daß zuoberst noch ein Geschoß aus Holz oder Fachwerk bestanden haben muß. An Dachformen sind Pultdächer und Pyramiden bzw. Kegeldächer bei Rundtürmen überliefert. Bei den Fensteröffnungen handelt es sich teils um Lichtscharten, teils um Wohnfenster. Es entspricht der dilettantischen Burgenromantik, jeden Mauer durchbruch als Schießscharte zu bezeichnen. Die meisten erhaltenen mittelalterlichen Fensteröffnungen wären für die Anwendung eines Flitzbogens zu niedrig und für den Gebrauch einer Armbrust zu schmal gewesen. Aus chronikalischen Abbildungen des 15. Jahrhunderts geht deutlich hervor, daß eine Burg weitgehend aus der Vertikale verteidigt worden ist. Daher findet sich auf den meisten Haupttürmen zuoberst eine sogenannte Wehrplatte, das heißt eine Art Dachterrasse mit Brüstung, wenn möglich mit Zinnen, von wo aus der Angreifer mit Pfeilen beschossen und mit Steinen beworfen werden konnte. Die Wehrplatte war in der Regel mit einem Dach versehen.

Die Zwischenböden der Türme wie auch der anderen Bauten bestanden meistens aus Holz. Steinerne Gewölbe bildeten eine Ausnahme (Schalberg, obere Vorbburg), wurden jedoch in der Spätzeit häufig nachträglich eingebaut (Ländskron, Mörsberg, Pfirt). Die Holzbalken der Zwischenböden waren entweder in Löchern in der Mauer eingelassen oder ruhten auf Wandpfetten auf, die ihrerseits von schmucklosen Konsolsteinen getragen waren. Nicht selten verjüngte sich das Mauerwerk nach oben von Stockwerk zu Stockwerk, wobei der jeweilige Mauerabsatz als Auflager für die Deckenbalken diente. Auf Pfeffingen lassen sich diese verschiedenen Arten der Balkenbefestigung heute noch sehr gut erkennen. Über die Verbindung der einzelnen Stockwerke unter sich sind wir wenig unterrichtet. Eigentliche Treppentürme kamen erst im Spätmittelalter auf. Einige Türme besaßen in jedem Stockwerk einen Eingang, so daß anzunehmen ist, die Treppen hätten sich auf der Außenseite befunden. In der Regel aber besaßen sie nur einen einzigen Eingang, weshalb die Treppen im Innern der Gebäude angebracht gewesen sein müssen. Unterteilungen der einzelnen Geschosse in verschiedene Räume gab es bei größeren Türmen mit Sicherheit. Auf Pfeffingen und Gilgenberg haben sich noch Reste davon erhalten.

Außer dem Hauptturm bildete die Ringmauer einen wesentlichen Bestandteil der Verteidigungsanlagen. Sie umschloß die wichtigen Teile einer Feste, womit ihr auch eine rechtliche Bedeutung zukam, gewissermaßen als Grenze des eigentlichen Burgareals. Je nach den örtlichen Voraussetzungen wurde sie stärker oder schwächer gebaut. An den sturmfreien Seiten bestand sie lediglich aus einer schwachen Brüstung, an den Angriffsseiten aber wurde sie oft in bedeutender Stärke errichtet. Auf Pfeffingen waren beispielsweise die Ausmaße der Ringmauer im Osten und Norden, wo kein Angriff zu be-



fürchten war, in Dicke und Höhe bescheiden, an der gefährdeten Westseite jedoch erhab sie sich wie ein gigantischer Schutzschild in eine sehr beträchtliche Höhe; daher der Name Schildmauer. Eine solche befand sich auch auf den Burgen Wartenfels und Farnsburg. Diese beiden heute noch gut erhaltenen Schildmauern sind besonders deswegen interessant, weil wegen ihrer gewaltigen Ausmaße die dahinterliegenden, wohl geborgenen Wohntürme eine nur sehr bescheidene Mauerstärke erforderten. Größere Ringmauern können heute noch auf den Burgen Birseck, Bischofstein, Ramstein, Tschäpperli, Blochmont, Montvoie, Liebenstein und Hasenburg/Asuel festgestellt werden. Auf den Höhenburgen wurde die Ringmauer meistens dem Verlaufe der natürlichen Geländekante angepaßt, damit der ohnehin schon beschränkte Platz ausgiebig genutzt würde, was eine unregelmäßige Form der meisten Höhenburgen zur Folge hatte.

Wenn das Gelände nicht genügend Schutz bot wie bei Felsabstürzen oder Steilhängen, vergrößerte man die Wehrhaftigkeit des Mauerwerkes durch einen vorgelagerten Graben. Dieser lieferte in den meisten Fällen auch das Material für das Mauerwerk; es ist deshalb kein Zufall, daß die Gräben mancher Burganlagen gegen außen halbkreisförmig wie ein Steinbruch erweitert worden sind (Vorderer Wartenberg). Da die Großzahl unserer Juraburgen auf länglichen Felsrippen und Bergvorsprüngen stand, war in der Regel das Gelände mindestens auf zwei Seiten so steil abfallend, daß der Aushub eines Ringgrabens, der die ganze Burganlage umgab, oder eines Abschnittsgrabens, der sich um einen großen Teil der Feste herumzog, meistens

als überflüssig erschien. Einen sehr schönen, fast kreisförmigen Ringgraben besaß die Feste Blochmont, einen viereckigen der Mittlere Wartenberg. Abschnittgräben finden sich auf den Burgen Bischofstein, Münchsberg, Beurnévin und Alt-Schauenburg. Ein sehr guterhaltener doppelter Abschnittgraben ist auf Madeln sichtbar. Während also – entsprechend den jurassischen Bergformen – Ring- und Abschnittgräben verhältnismäßig selten vorkamen, können die Halsgräben geradezu als charakteristisch für unsere Gegend gelten. Diese umgaben die Feste nicht, sondern trennten sie lediglich als meist nur kurze, oft aber tiefe und breite Einschnitte in dem Felskamm vom außerhalb der Burg gelegenen Teil des Höhenzuges ab. Bisweilen war nur auf einer Seite ein solcher Halsgraben notwendig, und auf den anderen lag die Burg sturmfrei, wie auf Aesch-Bärenfels, Neu-Tierstein, Gilgenberg, Spiegelberg oder Farnsburg. Häufig aber bedurfte es auf der Vorder- und auf der Rückseite eines Halsgrabens, so auf Alt- und Neu-Landskron, Schalberg, Löwenburg, Schönenberg, Dorneck, Scheideck und Soyhières. Bisweilen wurden die Halsgräben verdoppelt wie auf Löwenburg, Alt-Landskron oder Blauenstein. Zwischen diesen doppelten Halsgräben errichtete man nicht selten Vorwerke; diese waren weniger stark befestigt als die Hauptburg. Ihre Spuren finden sich auf Schönenberg, Morimont, Schalberg, Münchsberg und Farnsburg. Nicht selten wurde eine Anlage an mehreren Stellen durch Gräben unterteilt; dies war bei Münchsberg, Schönenberg, Aesch/Bärenfels und Alt-Bechburg der Fall. Mit Wasser waren diese Burgräben nie gefüllt; dagegen dienten sie bisweilen als Viehpferch oder als Garten.

Die Wohnbauten scheinen, sofern sie nicht mit dem Hauptturm identisch waren, verhältnismäßig bescheiden gewesen zu sein. Die Bezeichnung Palas, etymologisch von «palatium» abzuleiten und mit dem heutigen Palast verwandt, dürfte für die meisten Wohngebäude unserer Juraburgen viel zu hoch gegriffen sein. Von prächtig ausgestatteten Palasbauten, wie sie auf Rötteln oder auf der St.-Ulrichs-Burg im Elsaß sichtbar sind, finden sich in unserer Gegend keine Spuren; die Grafen von Tierstein hausten in einem ausgesprochen bescheidenen Wohnturm, und auch die Burgen der anderen Dynastenfamilien scheinen keine prunkvollen Wohngebäude besessen zu haben. Immerhin ist zu sagen, daß der mittelalterliche Baubestand von Pfirt bis auf wenige Reste verschwunden ist und daß die Trümmer der Froburg noch immer im Schutt begraben liegen. Möglicherweise kommen bei den projektierten Ausgrabungen auf dieser Dynastenburg die Spuren eines Palas im eigentlichen Sinne des Wortes zum Vorschein. Sofern das Wohngebäude nicht in die Verteidigung der Burgenanlage einbezogen war, indem es sich an die Ringmauer lehnte, haben sich meist nur wenige Reste von ihm erhalten,

da seine Mauern nicht dick waren und der Oberbau vielleicht überhaupt nur aus Holz oder Fachwerk bestand. Derartige architektonisch recht bescheidene Wohnbauten gab es auf Bischofstein, Waldenburg, Birseck, Ramstein und Münchenstein.

Noch weniger Spuren haben in der Regel die Ökonomiebauten hinterlassen. Bei größeren Burgenanlagen erhoben sich diese meist an der Peripherie, wie auf Waldenburg oder Neu-Tierstein, sofern sie nicht in einem nahgelegenen Sennhof untergebracht waren wie auf Ramstein. Die Ökonomiebauten von Pfeffingen dagegen befanden sich innerhalb des ältesten Burgberinges, und kleinere Festen besaßen häufig im Innern einen kleinen Wirtschaftsbetrieb. So wurde auf Sternenberg eine an den Wohnturm gelehnte Sennenküche ausgegraben, und zahlreiche Burgen enthielten einen Stall. Sorgfältige Grabungen könnten hier gewiß noch manche interessante Ergebnisse erbringen.

Dem Zugang mußte man besondere Aufmerksamkeit schenken, da dieser natürlicherweise zu den fortifikatorisch schwächsten Stellen der Burgenlage gehörte. Die immer wieder geäußerte Behauptung, der Zugang sei so angelegt worden, daß ein Angreifer der Burg die rechte, vom Schilde ungedeckte Seite zukehren mußte, läßt sich zwar an vielen Beispielen belegen (zum Beispiel Schalberg, Müntsberg, Mittlerer und Hinterer Wartenberg, Neu-Schauenburg, Froburg, Waldeck); doch trifft ebenso häufig das Gegenteil zu (unter anderen Sternenberg, Ramstein, Waldenburg, Dorneck, Blauenstein, Blochmont, Montvoie), so daß keinesfalls eine Regel daraus abgeleitet werden darf. Torgräben, das heißt kleinere Einschnitte, welche den Zugang unterbrachen und mittels einer entfernbaren Brücke überschritten werden mußten, fanden sich auf Dorneck, Neuenstein, Schalberg und Schönenberg. Brücken über den eigentlichen Burggraben waren weniger häufig, als man vielleicht annehmen möchte; nachweisbar sind sie auf Pfeffingen, Gilgenberg und Müntsberg. Viel weiter waren Rampen oder Treppen aus Holz, Stein oder Erde verbreitet, die von der Grabensohle an den Eingang hinaufführten. Dies war unter anderen bei Sternenberg, dem Vorderen Wartenberg, Löwenburg, Blochmont, Aesch-Bärenfels und Birseck der Fall. Auf Bischofstein wurde die ursprüngliche Steintreppe in späterer Zeit durch eine bequemere Brücke ersetzt. Auf manchen Juraburgen führte der Zugang in der Regel außen am Bering entlang und bog vor dem Tor scharf nach rechts oder links ab, so daß er auf keinen Fall als Anlaufstrecke zum Rammen des Tores dienen konnte; dieses Schema wurde auf jede erkennbare Weise den bestehenden topographischen Voraussetzungen angepaßt. Wir finden es in immer wieder neuer Gestalt auf Sternenberg, Rotberg, Schalberg, Ramstein, Soyhières, Froburg und dem Vorderen Wartenberg.

Komplizierter angelegte Zugänge besaßen die Burgen Hinter- und Vorder-Aesch, Pfeffingen, Münchsberg, Fürstenstein, Waldenburg und Alt-Bechburg. Eigentliche Torbauten – Tortürme, Flankensicherungen, Zwingermauern usw. – sind aus der Feudalzeit nur selten bekannt. Schwache Spuren eines Torgebäudes haben sich auf Tschäpperli, Waldeck und Fürstenstein erhalten. Die sehr raffiniert angelegten Zugänge von Farnsburg, Neu-Homburg, Neu-Falkenstein und Pfeffingen gehören dem Spätmittelalter oder der Neuzeit an.

Unter den Festen in den Niederungen stellten die Wasserburgen das kleinste Kontingent dar. Sie standen hauptsächlich im Birsigtal. Die erhaltenen Anlagen von Binningen und Bottmingen bestanden aus einer vier-eckigen Ringmauer, umgeben von einem künstlichen Weiher. An den Ecken waren runde Flankierungstürme angebracht. Der Wohnbau besaß turmähnlichen Charakter. Bescheidener sahen die Weiherhäuser von Benken, Pratteln und Gundeldingen aus. Sie bestanden zur Hauptsache aus einem wehrhaften Wohnbau, der von einer verhältnismäßig schwachen Ringmauer umgeben war. Stattdoch dürfte dagegen Therwil gewesen sein. Nach einer alten Skizze handelte es sich um eine Anlage auf zwei Inseln inmitten eines von einem Wall mit vorgelagertem Wassergraben umgebenen Weiher. Als bedeutendste Wasserburg in unserer Gegend hat die auf drei Felseninseln in der Birs erbaute Feste Zwingen zu gelten. Der runde Bergfried mit dem daran gelehnten wehrhaften Wohnbau sowie der viereckige Torturm der vorderen Insel zeichnen die Anlage besonders aus. Wie der Stein zu Rheinfelden ausgesehen hat, wissen wir nicht.

Zahlreicher als die Wasserburgen waren die kleinen Dorfburgen. Diese bestanden in der Regel nur aus einem steinernen Turm oder Wohnbau. Urkundlich sind sie in Sissach und in Blotzheim nachgewiesen. Eine wohl-erhaltene Dorfburg ist noch in Cœuve sichtbar, und die ältesten Teile des sogenannten Großen Hauses zu Oltingen im Kanton Baselland stellen wahrscheinlich den Sitz der in diesem Dorf ansässigen Edelfamilie dar. Bisweilen erhoben sich diese Dorfburgen in unmittelbarer Nähe der Siedlung auf einem niederen Hügel (Diegten, Malleray). In gewissen Fällen kann bei den Behausungen von Adelsfamilien in den Dörfern überhaupt nicht von einer Burg gesprochen werden, indem die Wehrhaftigkeit des Gebäudes kaum zutage getreten ist. Derartige, kaum befestigte Adelshöfe befanden sich in Arisdorf und in Birsfelden. Adelstürme und kleinere Burganlagen gab es außer in den Dörfern auch in den Städten. In Basel waren sie sehr zahlreich; 1180 wurde ihr Bau durch kaiserlichen Erlaß eingeschränkt. Die kleinen Städte besaßen ebenfalls Geschlechtertürme und steinerne Adelssitze; diese waren bisweilen an die Stadtmauer angebaut, denn ihre Bewohner hatten bei

der Verteidigung der Stadt wichtige Funktionen zu erfüllen (Waldenburg, Olten, Delsberg, Laufen).

Bisweilen standen ansehnliche Burgenanlagen in einem direkten architektonischen Zusammenhang mit einer Stadt oder einem Dorf. So umgaben die Münch beim Bau der Feste Münchenstein das Dörfchen Geckingen zu Füßen des Burghügels mit einer Mauer. Später wurde Geckingen als Vorburg der Feudalfeste zum heutigen Dorfe Münchenstein. Auch Hasenburg/Asuel verfügte über eine stark befestigte Vorburg, die aus einer bäuerlichen Siedlung bestand, ähnlich der großen Burg Rötteln am Ausgang des Wiesentales. Die bischöflichen Städte Biel, Delsberg, St-Ursanne und Pruntrut besaßen eine Feudalburg als Zitadelle, während die froburgischen Städtegründungen keine architektonischen Verbindungen mit einer Adelsburg bedeutenderen Ausmaßes enthielten, obwohl auch sie einzelner Wohntürme nicht entbehrten.

Wie wir gesehen haben, lieferte der Aushub der Gräben einen großen Teil des für den Bau notwendigen Steinmaterials. Deshalb waren die meisten unserer Juraburgen aus einem nicht sehr haltbaren und nicht ausgesprochen dekorativen Bruchsteinmauerwerk erstellt; denn die im Jura vorkommenden Kalksteine ließen sich nur mit großer Mühe zu schön gehauenen Werkstücken verarbeiten. Ausgesprochenes Quadermauerwerk, wie es in Sandsteingebieten häufig vorkommt, ist auf den Burgen unserer Gegend sehr selten anzutreffen. Es findet sich an der unteren Torpartie des Vorderen Wartenbergs; Bossenquader mit Randschlag sind ferner an den ältesten Teilen von Pfeffingen zu sehen sowie an den Ecken des Bergfrieds von Waldenburg. In den westlichen Teilen des Bistums war der Quaderverband sehr viel weiter verbreitet (Vorburg, Asuel, Pruntrut, Montvoie, Milandre), wie überhaupt die Burgen im Berner Jura viel sorgfältigeres Mauerwerk besitzen als die Festen des Baselbiets oder des Schwarzbubenlandes. Möglicherweise waren in diesen westlichen Teilen des Bistums Einflüsse aus Burgund im Spiel, wo die sorgfältigen römischen Bautraditionen sehr viel länger lebendig waren als in den alemannischen Gebieten.

Das Bruchsteinmaterial der meisten Burgen wurde in der Regel in einzelnen Lagen aufeinandergeschichtet, wobei häufig eine Lage wenig bearbeiteter Blöcke mit einer Lage flacher Platten abwechselte. Dies war zum Beispiel auf Bischofstein und Aesch-Bärenfels der Fall. Dicke Mauern wurden nicht selten mit mächtigen, kaum bearbeiteten Blöcken gebaut, die lagerhaft aufeinandergetürmt wurden, wobei man die entstehenden Fugen und Zwischenräume mit kleinerem Steinmaterial ausfüllte. Als Bindemittel diente ein Mörtel aus Kalk, Sand und Wasser; dieser konnte sehr große Festigkeit erreichen, wurde aber häufig von Bodensäuren angegriffen und

von Regenwasser ausgeschwemmt. Daher der schlechte Zustand mancher Burgruine. Mauern aus Bruchstein waren allesamt verputzt, und zwar mit einem hellen, körnigen Mörtel von leicht gelblicher Tönung. Die kahlen Steinwände der im 20. Jahrhundert wiederaufgebauten Burgen Rotberg und Reichenstein entsprechen nicht der historischen Wirklichkeit. Backsteine wurden in unserer Gegend erst seit dem 15. Jahrhundert verwendet. Eine Ausnahme bildeten die aus dem Kloster St. Urban stammenden verzierten Backsteine, welche im 13. Jahrhundert hergestellt wurden und in den Burgen bisweilen als Zierstücke Verwendung fanden (Froburg, Neu-Bechburg).

Auf vielen Burgen wurde der Fels stark bearbeitet; der erste Eingang von Alt-Bechburg führte durch ein in eine natürliche Felsbarriere gehauenes Tor. Auf Pfirt wurde im alten Wohnturm ein ganzes Kellergeschoß aus dem Felsen geschrotet. Die hintere Aeschburg schließlich weist heute noch die Reste einer in den harten Fels gemeißelten Treppe und eines in das Gestein abgetieften viereckigen Raumes mit zahlreichen gemeißelten Balkenlöchern auf. Umfangreiche Bearbeitungen des Geländes, vor allem des Felsens, scheinen auch auf Pfeffingen, Fürstenstein, Neuenstein und Ramstein vorgenommen worden zu sein.

Die Dächer waren mit Stroh oder Holz gedeckt. Seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert fanden Hohlziegel Verwendung, ohne sich aber gänzlich durchsetzen zu können. Noch im 15. Jahrhundert wurde das Dachwerk von Münchenstein mit neuen Schindeln eingedeckt. Die Flach- oder Biberschwanzziegel kamen im 15. Jahrhundert auf. Der früheste Beleg stammt aus der Burg Sternenberg und ist ins ausgehende 14. Jahrhundert zu datieren.

Die Beschreibung der Burgen als Bauwerke wäre unvollständig, würden wir die Holz- und Erdburgen nicht erwähnen. Neben den Festen aus Mauerwerk, das mit Steinen und Mörtel zusammengefügt war, gab es im Mittelalter auch Burgen, die lediglich aus Erde und Holz bestanden. Vermutlich handelte es sich um eine sehr altertümliche Bauweise. Leider steckt die Erforschung dieser Anlagen noch sehr in den Anfängen.

Aus Erde wurden Befestigungsanlagen in Form von Wällen hergestellt. Bisweilen schüttete man auch einen künstlichen Hügel auf, welcher einen hölzernen Bau zu tragen hatte. Ein guterhaltener und sorgfältig erforschter Erdhügel befindet sich südlich von Zunzgen. Er besitzt das stattliche Volumen von über 6000 Kubikmetern künstlich aufgeschütteter Erde. Der Gipfel ist etwas abgeplattet; er trug einst eine kleine hölzerne Burgenanlage. Auf der Bergseite wurde diese durch einen Palisadenzaun mit vorgelagertem Spitzgraben geschützt. Die frühesten Funde stammen aus dem 9. oder 10. Jahrhundert. Wesentlich anders sah die Holzburg in den Moosgräben bei Breitenbach aus; diese befand sich auf einem länglichen, von zwei Bach-

tobeln flankierten natürlichen Hügel, welcher künstlich terrassiert worden war. Auf diesen Terrassen standen Gebäude aus Holz; ihr unterstes Geschoß war bis zu zwei Meter in den Boden hineingegraben. Anhand der Keramikfunde konnte diese Anlage ins 13. Jahrhundert datiert werden. Weitere Erd- oder Holzburgen sind in unserer Gegend bis jetzt nicht erforscht worden; ohne Zweifel gab es aber noch mehr derartige Anlagen. Besonders häufig scheinen sie in der Gegend des Bucheggberges gewesen zu sein. Nach allem, was wir bis jetzt wissen, dürfte die Gewohnheit, Burgen aus Steinen und Mörtel zu bauen, erst um die Jahrtausendwende größere Verbreitung gefunden haben, während vorher offenbar meistens mit Holz und Erde gearbeitet worden war. Diese altertümliche Bauweise wurde aber noch bis ins 13. Jahrhundert hinein angewandt, wie aus der Anlage von Breitenbach und aus gewissen chronikalischen Notizen in den Annalen von Colmar hervorgeht.

Wenn eine Burg noch bis in die Neuzeit hinein bewohnt wurde, so fanden an ihr meistens zahlreiche bauliche Veränderungen statt, vor allem in den oberen Stockwerken, an der Toranlage und an den Verteidigungsvorrichtungen. Die Haupttürme wurden bisweilen aufgestockt, bewahrten im übrigen aber wegen ihres massiven Mauerwerkes die alte Gestalt im großen ganzen. Abgesehen von einzelnen Beschädigungen durch Krieg, Brand und andere Katastrophen dürfte vor allem das Aufkommen der Feuerwaffen und das gesteigerte Bedürfnis nach bequemerer Lebensweise die nachträgliche bauliche Umgestaltung einer Burg veranlaßt haben. Entweder wurden Geschütztürme und Bastionen (Neu-Homberg, Landskron, Dorneck, Morimont, Montvoie) oder komplizierte Toranlagen (Farnsburg) errichtet; oder aber man begnügte sich mit der Verstärkung des bestehenden Mauerwerkes und der Abänderung der Schießscharten für den Gebrauch von Feuerwaffen (Rötteln, Ramstein, Franquemont).

Seit dem 14. Jahrhundert nahm die Zahl der bewohnten Burgen ständig ab. Die Gebiete, welche seit dem 14. Jahrhundert an Basel und Solothurn gelangten, wurden vom alten Feudaladel immer mehr verlassen. Von den kleinen Burgen des niederen Adels kamen nur wenige in Privathände (Wildenstein, Binningen, Bottmingen) und dienten reichen Stadtbürgern als Landsitz. Die meisten Festen aber wurden dem Zerfall überlassen, da sie für das städtische Regiment ohne Wert waren. Sie dienten nicht selten als billiger Steinbruch. Die großen Burgen des hohen Adels, an welche die Landesherrlichkeit gebunden war, wurden zu Verwaltungssitzen, zu Landvogteischlössern (Waldenburg, Ramstein, Neu-Homberg, Farnsburg, Tierstein, ferner Dorneck und Münchenstein). Da die städtischen Regierungen im allgemeinen wenig Geld für Bauarbeiten ausgeben wollten, bewahrten diese

Landvogteischlösser viel von ihrem mittelalterlichen Aussehen. Einzig das an einer für Solothurn wichtigen strategischen Stelle gelegene Dorneck wurde im 16. und 17. Jahrhundert zu einer nicht unbedeutenden Festung ausgebaut. Anders verhielt es sich in denjenigen Gebieten, welche der Bischof von Basel vom 16. Jahrhundert an in seinem Besitz behalten konnte. Da im Bistum Basel die mittelalterliche feudale Sozialstruktur weitgehend erhalten blieb, war die bauliche Entwicklung der Burgen bezeichnend für ein frühneuzeitliches Landesfürstentum: Der zahlreiche Adel verließ die alten, unbequemen Burgen und baute sich einen schloßartigen Sitz (Domont, Raimondpierre, Fontenais). Die alten Feste wurden dem Zerfall überlassen (Birseck). Burgen an militärisch wichtiger Lage wurden zu Festungen umgebaut (Montvoie, Morimont). Bisweilen gestaltete man die alten Feudalfesten im Stile der neuen Zeit um, wobei der Wehrcharakter nicht selten beeinträchtigt wurde (Pruntrut, Delsberg, Angenstein, Pfeffingen, Cœuve).

Unter den mittelalterlichen Feudalburgen dürfen wir uns keine Werke architektonischer Vollkommenheit vorstellen, denn ästhetische Gesichtspunkte haben bei ihrer Erbauung keine Rolle gespielt. Zudem wurden die Anlagen meist nur schlecht unterhalten. Wegen der langsam, an Unterbrüchen reichen Bauweise von damals blieben gewisse Teile einer Burg vielleicht Jahrzehntelang als Torso stehen, während andere ältere Gebäude bereits im Zerfall begriffen waren. Auf dem Dornacher Schlachtholzschnitt ist dieser schlechte Zustand der Burgen an den Beispielen von Dorneck und Reichenstein deutlich erkennbar. Die Feste Müntsberg, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts gegründet worden war, blieb bis zu ihrer Zerstörung im Erdbeben von Basel 1356 unvollendet. Die Ringmauer des Vorderen Wartenbergs wurde offenbar in mehreren Etappen gebaut, und nachträglich mußte sie erst noch ausgebessert werden.

Der Perfektionismus des 20. Jahrhunderts, der bei manchen modernen Restaurierungen wahre Orgien feierte, ist auf den mittelalterlichen Burgen fehl am Platz.

2. *Die Bedeutung der Burgen*

Eine eingehende Untersuchung über die Bedeutung der Burgen in der Gegend um Basel liegt bis jetzt noch nicht vor. In der Fachliteratur findet sich als stehende Wendung immer wieder die Behauptung, eine Burg hätte einen Weg gesperrt oder einen Geländeabschnitt beherrscht. Derartige Äußerungen gehen auf die Vorstellung zurück, die mittelalterlichen Feudalburgen müßten eine strategische Bedeutung besessen haben. Um die Richtigkeit dieser Ansicht prüfen zu können, haben wir etwas weiter auszuholen.

Wie wir bereits mehrfach gesehen haben, dienten die Burgen einem Adelsgeschlecht als Wohnsitz. Neben den Familienmitgliedern hausten noch ein paar Knechte und Mägde auf der Feste; doch überstieg nur in ganz seltenen Fällen und auf sehr großen Burgen die Zahl der waffenfähigen Insassen das Dutzend. Diese wenigen Leute genügten bei der Verteidigung durchaus und konnten auch einer mehrfachen Übermacht trotzen, vor allem, wenn die Burg an einer auch von Natur gut geschützten Stelle lag. Sobald das kleine Häuflein aber die schützenden Mauern verließ, war es gegen eine größere Anzahl Bewaffneter wehrlos. Die mittelalterlichen Fernwaffen konnten bis auf rund zweihundert Meter eingesetzt werden. Um einen Geländeabschnitt dieser Tiefe von einer Burg aus wirklich beherrschen zu können, hätte es eines gewaltigen Arsenals von Pfeilen und Armbrustbolzen bedurft. Wie wir aber von Ausgrabungen und spätmittelalterlichen Burginventaren wissen, war die Bewaffnung auf den Feudalfesten verhältnismäßig dürftig. Mit dem Pfeil- und Bolzenmaterial mußte sparsam umgegangen werden; die Burgen wurden deshalb zur Hauptsache mit wenig weitreichenden, aber aus kurzer Distanz durchaus wirkungsvollen Steinwürfen verteidigt.

Diese Überlegungen zeigen, daß die mittelalterlichen Burgen wegen ihrer schwachen Besatzung und Bewaffnung eine strategische Aufgabe gar nicht hätten erfüllen können. Ein Burgherr aus unserer Gegend wäre nicht in der Lage gewesen, ein auf der Straße unterhalb seiner Feste vorbeiziehendes feindliches Heer aufzuhalten. Dies zeigte sich beim Guglereinfall von 1375, als diese fremden Kriegerscharen ohne wesentlichen Widerstand an zahlreichen feindlichen Burgen vorbei über den Oberen Hauenstein ins heutige schweizerische Mittelland vorstießen.

In unserer Gegend gab es verschiedene Gebiete mit sehr großer Burgen-dichte. Zahlreiche Festen erhoben sich am Westrand des Gempenplateaus, im Blauengebiet oder am Nordfuß des Hochjuras zwischen Eptingen und Bärschwil. Durch ausgesprochene Burgenarmut zeichnete sich das untere Waldenburgertal oder das Birstal zwischen Grellingen und Liesberg aus. Diese unregelmäßige Verteilung der Feudalfesten über die Landschaft muß um so eher auffallen, als sie sich weder mit militärischen noch mit verkehrs-politischen Erwägungen erklären läßt. Die in der Literatur übliche Vermutung, die meisten Burgen seien von einer Dynastenfamilie gebaut worden, welche eine Ministerialenfamilie darauf angesiedelt habe, kann einer genauen Prüfung der Quellen nicht standhalten. Es läßt sich nämlich zeigen, daß der Burgenbau in unserer Gegend zur Hauptsache vom niederen Adel ausgegangen sein muß, während die Landesherren, der Bischof und die Grafen, ihn eher zu verhindern trachteten. Wegen der Kriegsbereitschaft des mittelalter-

lichen Adels waren die einzelnen Familien beständig von Raub, Mord und Brandstiftung bedroht. Dieser auf das Fehdewesen zurückzuführende Zustand einer dauernden Unsicherheit bewog den Adel zum Bau von befestigten Behausungen. Auf schwer zugänglichen Felsen und hinter starken Mauern konnte man sich einigermaßen sicher fühlen; es brauchte einen geplanten Angriff, vielleicht sogar eine langwierige Belagerung, um ins Innere einer Feste eindringen zu können. Derartige Wehrbauten entstanden auch in den Städten; in Basel besaßen viele Adelsfamilien eine kleine Burg, einen sogenannten Geschlechterturm. Das Bewußtsein, vor Feinden sicher zu sein, das den Adel, der in Burgen hauste, erfüllt haben muß, wuchs nicht selten zu einem Gefühl der Unabhängigkeit gegenüber der gräflichen, landesherrlichen Gewalt aus. So rühmten sich die Herren von Rocourt, nur von Gott und ihrem guten Schwerte abhängig zu sein. Wenn der niedere Adel in Burgen hauste, wo man ihm nicht leicht beikommen konnte, neigte er leicht zu Ungehorsam und Aufständen gegen den Landesherrn. Wir dürfen deshalb annehmen, daß der hohe Adel, die Dynasten, den Burgenbau nach Möglichkeit zu verhindern trachteten; denn eine große Anzahl von Festen war dem Frieden des Landes, für den die Grafen ja bis zu einem gewissen Grade verantwortlich waren, alles andere als dienlich. Bereits im Jahre 864 erließ Karl der Kahle im Edictum Pistense den Befehl, alle Castella et Firmitates (Burgen und festen Plätze), die ohne königliche Erlaubnis gebaut worden seien, zu vernichten, weil sie den Frieden der Gegend gefährdeten. Die Grafen wurden für die Vollstreckung verantwortlich gemacht. Der Kampf des Königiums und des hohen Adels gegen den Burgenbau setzte also schon sehr früh ein; er dauerte sozusagen das ganze Mittelalter hindurch. Manche Dynastenfamilien, wie die Wittelsbacher in Bayern, gingen als Sieger aus dieser Auseinandersetzung hervor; sie konnten dank ihrer bedeutenden Macht den niederen Adel zwingen, vorwiegend in unbefestigten Behausungen zu leben. Auch die Markgrafen von Baden brachten das Burgenwesen auf ihrem Gebiet früh zum weitgehenden Verschwinden. Sehr machtvoll griffen im 13. Jahrhundert die Habsburger im Elsaß durch, vor allem unter Rudolf I. Sie konnten aber keinen dauernden Erfolg verzeichnen. In der Eidgenossenschaft führten die Städte den Kampf der ausgestorbenen Dynastenfamilien gegen die Burgen des niederen Adels weiter. Hier sei etwa auf Bern hingewiesen, das im Laufe des 14. Jahrhunderts zahlreiche Festen fehdelustiger Adliger zerstört hat.

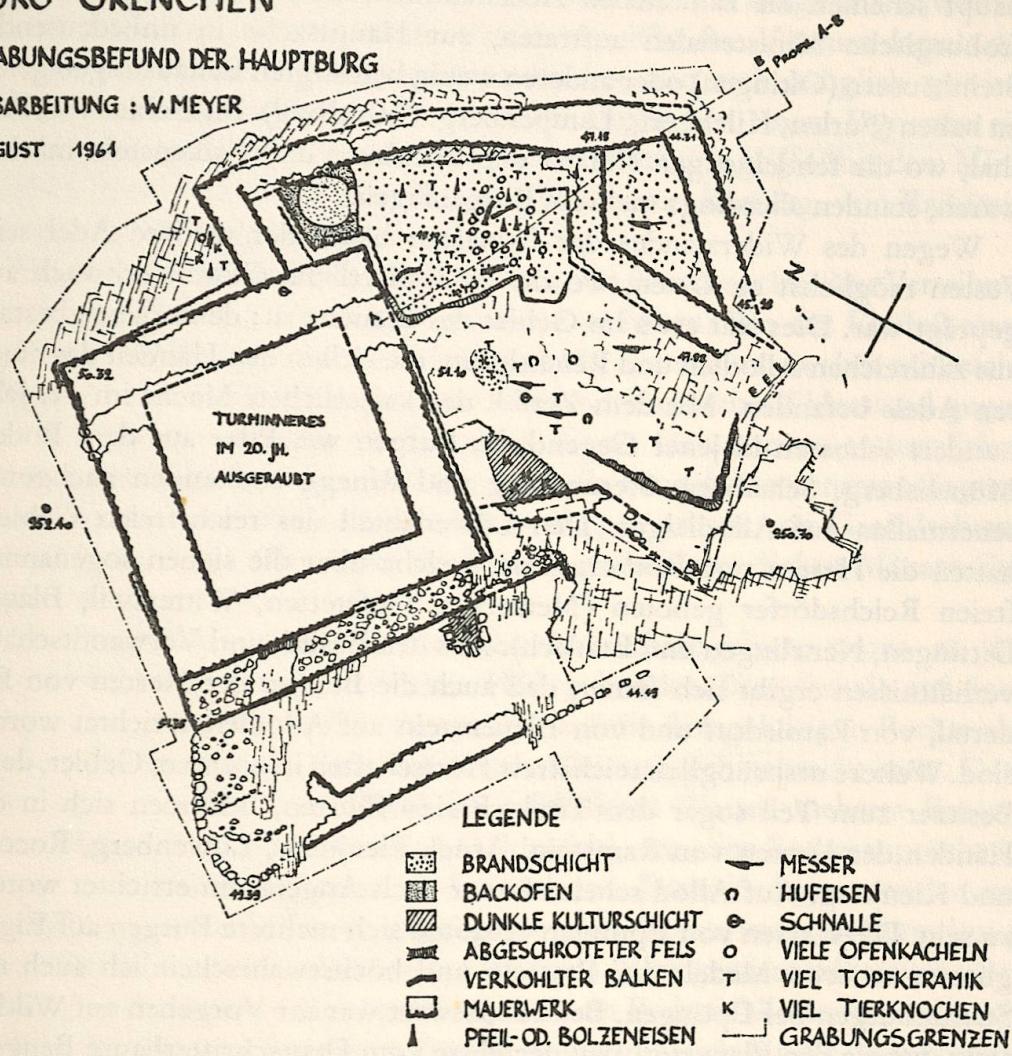
Die landesherrlichen Gewalten in unserer Gegend blieben zu schwach, als daß sie den Burgenbau gänzlich hätten verhindern können. Außerdem war das ganze Gebiet besitzmäßig derart zersplittert, daß der Einfluß des Landesherrn an manchen Orten äußerst gering war. An Ansätzen fehlte es

BURG GRENCHEN

GRABUNGSBEFUND DER HAUPTBURG

AUSARBEITUNG : W. MEYER

AUGUST 1961



freilich nicht. Dem Bischof von Basel gelang es, durch den kaiserlichen Erlass von 1180 wenigstens den Burgenbau innerhalb der Stadtmauern einzuschränken, so daß der Adel fortan meistens in den nachmals für Basel typischen Höfen wohnen mußte. Die Grafen von Froburg waren bestrebt, die Hauensteinstraßen burgenfrei zu halten; dies gelang ihnen bloß teilweise. Auf der Paßhöhe des Oberen Hauensteins, welche dem froburgischen Kloster Schöntal gehörte, war der Burgenbau gemäß der Stiftungsurkunde verboten; das Waldenburgertal scheint außer einer sehr kleinen Feste bei Ramlinsburg und einer noch nicht völlig gesicherten Anlage bei Onoldswil keine Burgen besessen zu haben; Waldenburg selbst war Sitz der Grafen von Froburg. Auch die Route über den Unteren Hauenstein wies nur die vom Grafenhaus selbst bewohnten Festen Neu-Homberg und Froburg auf; über-

haupt scheinen die zahlreichen Adelsfamilien, welche als ausgesprochene froburgische Ministerialen auftraten, zur Hauptsache in unbedeutenden Steinhäusern (Oltingen) oder anderen wenig befestigten Behausungen gelebt zu haben (Furlen, Kilchberg, Lampenberg, Onoldswil). Im Gebiet von Balsthal, wo die fehdelustigen Herren von Bechburg und Falkenstein mächtig waren, standen allerdings mehrere Burgenanlagen.

Wegen des Widerstandes der Dynasten baute der niedere Adel seine Festen möglichst an Orten, wo die landesherrliche Gewalt schwach ausgeprägt war. Dies traf etwa im Gebiet des Blauen zu; denn dieses bestand aus zahlreichen Allodien und Reichslehen, die sich in den Händen des niederen Adels befanden. Mit dem Zerfall der kaiserlichen Macht im 13. Jahrhundert schossen in jener Gegend die Burgen wie Pilze aus dem Boden; Müncsberg, Schalberg, Sternenberg und Rinegg entstanden nachgewiesenermaßen auf Allodialgut. Den Löwenanteil des reichsfreien Gebietes hatten die Herren von Rotberg inne, welche über die sieben sogenannten freien Reichsdörfer geboten (Metzerlen, Hofstetten, Witterswil, Blauen, Dittingen, Nenzlingen und Brislach). Aus den Besitz- und Verwandtschaftsverhältnissen ergibt sich ferner, daß auch die Burgen der Herren von Biedertal, von Ratolsdorf und von Blauenstein auf Allodien errichtet worden sind. Weitere ursprünglich reichsfreie Herrschaften in unserem Gebiet, deren Besitzer zum Teil sogar den Titel «Freie» führten, befanden sich in den Händen der Herren von Ramstein, Asuel, Pleujouse, Löwenberg, Rocourt und Kienberg. Auf Allod scheint ferner auch Angenstein errichtet worden zu sein. Die Herren von Eptingen erbauten sich mehrere Burgen auf Eigengütern, so etwa Madeln bei Pratteln und höchstwahrscheinlich auch ihre Stammburgen bei Eptingen. Bemerkenswert war ihr Vorgehen auf Wildenstein, wo sie den Platz zum Bau der Feste vom Deutschritterhause Beuggen um einen jährlichen Zins erwarben und so den landesherrlichen Widerstand zu umgehen vermochten.

Begreiflicherweise waren die Inhaber der gräflichen Gewalten nicht gesinnt, dieser Entwicklung tatenlos zuzusehen. Nach und nach brachten sie die Mehrzahl der auf Allodien gegründeten Burgen unter ihre Botmäßigkeit. Es läßt sich im einzelnen selten mehr feststellen, wie dies vor sich gegangen ist; gewiß dürften die Dynasten auch Gewaltaktionen keineswegs gescheut haben. Seit dem 13. Jahrhundert gingen die Allodien immer mehr zurück. Löwenburg kam in die Lehensabhängigkeit des Hauses Pfirt, Müncsberg und Schalberg gelangten an den Bischof. Aufschlußreich ist die Urkunde von 1299, in welcher die Vitztum ihre freie Burg Rinegg den Grafen von Pfirt übergeben und sie von diesen als Lehen zurückempfangen, wobei sich die Grafen das Öffnungsrecht für die damals stehende Feste und

für jede andere vorbehalten, die irgend einmal auf dem Berge erbaut werden könnte. Offenbar vermochten die Grafen von Pfirt den Vitztum damals das Baurecht nicht zu nehmen, sondern sie konnten sich lediglich gewisse Sicherheiten vorbehalten. Denn wenn ein Freier von einem Dynasten ein Lehen empfing, änderte sich in seiner erhöhten Stellung gegenüber dem Ministerialen nichts. Dies läßt sich bei den Herren von Rotberg, von Ramstein und von Löwenberg beobachten.

Damit glauben wir, eine erste Erklärung für die unregelmäßige Verteilung der Burgen über die Landschaft gefunden zu haben: Wo der Einfluß einer Dynastenfamilie stark war, entstanden wenig Festen; wo es aber zahlreiche Allodien oder Reichslehen gab, war der landesherrliche Widerstand gegen den Burgenbau schwach, so daß es in diesen Gebieten zu erstaunlichen Burgenhäufungen kommen konnte; denn die Feudalfesten unserer Gegend waren größtenteils rein refugiale Wehranlagen, erbaut von Geschlechtern des niederen Adels, die wegen des Fehdewesens hinter dicken Mauern Zuflucht suchen mußten.

Die Besitzrechte über die feudalen Herrschaftsgebiete waren an die Burgen oder an die herrschaftlichen Höfe gebunden. Wer deshalb auf einer Burg saß, konnte daraus Besitzansprüche auf die dazugehörigen Rechte ableiten, auch wenn er die Burg auf illegale Weise an sich gebracht hatte. Deshalb ließ der Bischof von Basel im gefährdeten Westen mehrere Burgen bauen (Schloßberg, Châtelvouhay, Goldenfels), um seine Besitzansprüche in diesen umstrittenen Gebieten zu legitimieren. Diese Anlagen wurden ursprünglich nicht als Lehen ausgegeben, sondern kamen unter die Verwaltung eines bischöflichen Kastellans, eines Beamten. Eine gewisse militärische Bedeutung ist ihnen nicht abzusprechen, denn im Bedarfsfalle konnten sie eine größere Anzahl von Truppen aufnehmen; das gilt auch für die vom Bischof gegründeten Städte. Um seine Besitzrechte zu dokumentieren, ließ der Bischof auch in anderen Gebieten, wo seine Herrschaft lange Zeit umstritten war, Burgen bauen, so Fürstenstein am Blauen und Bischofstein oberhalb von Sissach. Noch im 15. Jahrhundert versuchte Solothurn, auf dem Wege der Gewalt, durch die Besetzung gewisser Festen (Münchenstein, Rinegg, Tierstein und Löwenberg) seine Grenzen zu erweitern; dieses Vorgehen war allerdings nur teilweise von Erfolg begleitet.

Seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts wurden manche Burgen, welche an strategisch günstigen Punkten lagen, zu militärischen Festungen ausgebaut. Dies geschah etwa mit Landskron, Dorneck, Montvoie und Mörsberg. Landesherrliche Burgen dienten seit dem ausgehenden Mittelalter den Städten zu Verwaltungszwecken; denn das alte Gemäuer erschien häufig nicht mehr kriegstüchtig. Waldenburg, Farnsburg, Homberg, Neu-Tierstein

oder Neu-Falkenstein wurden zu Landvogteischlössern. Doch wäre es falsch, wollte man von eigentlichen Verwaltungsburgen sprechen, da die Festen diese Bedeutung erst nachträglich erhielten. Die für eine Verwaltung im eigentlichen Sinne des Wortes notwendige Bürokratie lag dem schriftfeindlichen mittelalterlichen Adel völlig fern.

3. Das Leben auf den Burgen

Die seit dem ausgehenden Mittelalter immer mehr zunehmende festliche Prunkentfaltung an Fürsten- und Herrscherhöfen darf nicht zur Annahme verleiten, der Feudalismus des Mittelalters hätte sich der Verschwendungs sucht ergeben. An den verhältnismäßig seltenen Festen ging es zwar häufig recht hoch zu; der Alltag jedoch verlief ausgesprochen bescheiden. Schriftliche Quellen über das tägliche Leben sind wenige erhalten; die vereinzelten Aufzeichnungen lassen aber erkennen, daß die Lebensbedingungen auf den Burgen von größter Härte waren. Die Ergebnisse verschiedener Ausgrabungen bestätigten dieses geradezu armselige Bild in eindrücklicher Weise.

Mit dem Untergang der antiken Welt in der Merowingerzeit wurde auch die verfeinerte römische Wohnkultur weggefegt und machte einer geradezu prähistorisch anmutenden Lebensweise Platz. Die Gerätschaften waren ausgesprochen einfach, ja primitiv. Als Kochgeschirr fanden rohe, meist grau gebrannte Töpfe bauchiger Form Verwendung. Sie waren in der Regel kaum verziert. Erst im beginnenden 13. Jahrhundert versuchte man, die rauhe Oberfläche der unglasierten Keramik mit einem Überzug aus feinem Ton schlick zu glätten. Eine wesentliche Neuerung kam jedoch erst im 14. Jahrhundert auf, als man lernte, die Tonware zu glasieren. Die unpraktischen, bauchigen Töpfe wurden in jener Zeit zurückgedrängt und machten drei beinigen, schüsselförmigen Kochgeschirren mit Henkeln Platz, die vom 15. Jahrhundert an typisch wurden. Gefäße, die der Hitze des Feuers nicht ausgesetzt waren, wurden vermutlich größtenteils aus Holz verfertigt, so daß von ihnen keine Spuren übriggeblieben sind. Trinkgeschirr aus Glas kommt bei Ausgrabungen häufig zum Vorschein, doch stammen die Fragmente meist aus der Spätzeit des 14. und 15. Jahrhunderts. Gefäße aus Metall bildeten eine kostbare Seltenheit. Als Hauptbesteck dienten eiserne Messer von rund zwölf Zentimeter Klingelänge. Ihr Griff bestand aus Holz, Bein oder Buntmetall. Für breiartige Speisen dürften hölzerne Löffel, von denen sich nichts erhalten hat, gebraucht worden sein.

Auch das Mobiliar war sehr bescheiden. Die hölzernen Möbel – ihre metallenen, spärlich verzierten Beschläge werden bisweilen bei Ausgrabun-

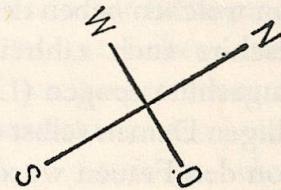
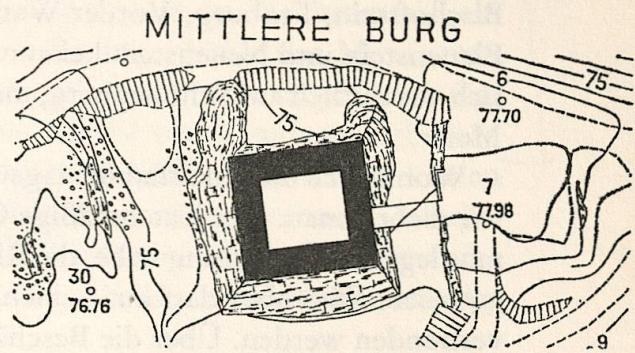
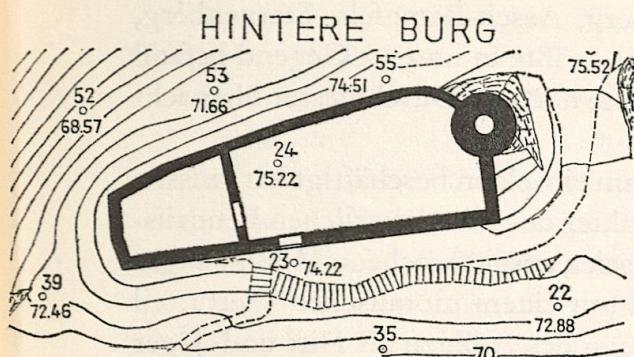
gen gefunden – waren kaum sehr zahlreich. Das kahle, schlicht verputzte Mauerwerk wurde wohl mit Pelzen und Fellen wohnlicher gemacht. Bildteppiche, sogenanntes Heidnischwerk, kamen vermutlich erst in der Spätzeit auf und galten als Luxus. Möglicherweise waren gewisse Räume getäfert.

Den eigentlichen Mittelpunkt der ritterlichen Behausung bildete die Feuerstelle. Der Herd bestand aus einer sogenannten Feuerplatte, einem flachen Stein, auf welchem das Feuer unterhalten wurde. Darüber war ein Rauchfang angebracht, der nicht selten auf schlicht verzierten Konsolen oder Halbsäulen aufruhte. Im Steinhaus von Oltingen ist eine derartige Feuerstelle noch erhalten. Die auf vereinzelten Burgen unserer Gegend erhaltenen Spuren von solchen Kaminen lassen nicht mit Sicherheit erkennen, ob diese Feuerstellen als Herd oder als Heizung gedient haben (Rötteln). Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts verdrängte der Kachelofen den offenen Kamin immer mehr. Die Gegend von Basel lag im Mittelalter an der Westgrenze des Kachelofengebietes. Jenseits der Vogesen und im Burgundischen wurde ausschließlich am offenen Kamin geheizt. Die ältesten Funde von Ofenkacheln aus unserer Gegend stammen aus dem 11. Jahrhundert (Basel, Ausgrabung auf dem Storchenareal). Die frühen Ofenkacheln hatten die Form von Bechern; sie wurden mit der Öffnung nach außen in die Lehmwand des Ofens eingebaut, was die Wärmestrahlung wesentlich verstärkte. Ursprünglich waren die Kacheln unglasiert; um die Mitte des 13. Jahrhunderts aber begann in Schlettstadt erstmals ein Töpfer, seine Ofenkacheln zu glasieren. Im 14. Jahrhundert setzte eine erstaunlich rasche Formentwicklung der Ofenkacheln ein. Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts baute man die Kacheln mit dem Boden nach außen in die Öfen ein. Die Außenseite dieser Böden begann man sehr bald mit Reliefmustern zu verzieren. Bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts gab man dem Kachelboden rechteckige Gestalt, womit die heute noch gebräuchliche Form der Ofenkacheln geschaffen war. Die Verzierungen waren anfänglich sehr einfach und schlicht, wurden aber mit der Zeit immer reicher und kunstvoller. Als eigentliche Blütezeit der Hafnerei in der Gegend um Basel kann das 15. Jahrhundert bezeichnet werden; damals entstanden in den zum Teil archäologisch erforschten Hafnereien Basels eigentliche Meisterwerke spätmittelalterlicher Kleinplastik. Die Feudalherren übernahmen in der Regel für ihre Öfen die Kacheln mit den gebräuchlichen Darstellungen von Rosetten oder Fabelwesen. Auf Bischofstein wurden Kacheln mit dem Relief von reitenden Rittern gefunden. Finanzkräftige Familien konnten es sich leisten, auf den Kacheln ihrer Öfen das Familienwappen abilden zu lassen (Rötteln). Als besonderes Unikum hat das Vorhandensein von Kacheln mit dem Baselstab auf der Löwenburg zu gelten. Auf Sternenberg wurden die Überreste eines ganzen

Ofens aus den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts gefunden. Die Öfen konnten auf den Burgen bisweilen von beträchtlicher Größe sein; ihr kunstvoller Bau, ihre Ausschmückung mit Reliefdarstellungen machten sie zusammen mit ihrer Funktion im Winter zum Zentrum der ritterlichen Behausung. Wie es um ihre Heizkraft bestellt war, ist freilich eine zweite Frage. An Brennholz war zwar kein Mangel, aber mit dem Zug dürfte es vermutlich gehapert haben; denn Schornsteine kamen erst in der Spätzeit auf. Vorher mußte der Rauch durch eine schräge Öffnung in der Mauer entweichen.

Besonders primitiv war nach unseren heutigen Maßstäben die Beleuchtung. Entweder verwendete man Kienspäne, welche an eisernen Haltern befestigt wurden, oder Talglampen, das heißt flache Schälchen, in welchen ein Docht, in Talg geknetet, trübe flackerte. Wachskerzen blieben weitgehend dem Gottesdienst vorbehalten. Da die Fenster meist sehr klein waren, fiel auch am hellen Tage nur sehr wenig Licht ins Innere der Burgen. Doch wirkte sich das nicht so schlimm aus, wie es heute unweigerlich der Fall sein müßte. Schreiben konnten ja die wenigsten Burgbewohner. Feine Frauenarbeiten wurden auf den Sitzen in den Fensternischen erledigt, wo viel Licht vorhanden war. Derartige Sitze in den Fenstern sind noch auf Pfeffingen, Tierstein, Mittel-Wartenberg, Neu-Schauenburg, Neu-Homberg und Angenstein erhalten. Auch ist anzunehmen, daß der Tageslauf viel mehr dem Sonnenstand angepaßt wurde als heutzutage. Die Fenster waren mit Pergament bespannt, welches einigermaßen lichtdurchlässig war. Fensterglas, das heißt Butzenscheibenverglasung, kam offenbar erst im 14. Jahrhundert auf (Löwenburg), bisweilen in Verbindung mit bescheidenen Glasmalereien (Bischofstein).

Die Trinkwasserversorgung stellte die Bewohner von Höhenburgen immer vor ernste Probleme. Sodbrunnen, das heißt Schächte, welche auf Grundwasseradern hinunterreichten, gab es im Mittelalter auf unseren Juraburgen nicht. Meistens sprudelte irgendwo in der Umgebung der Feste ein kleiner Quell hervor, an welchem der tägliche Wasserbedarf geholt werden mußte. Die erst aus der Neuzeit stammenden hölzernen Wasserleitungen (Waldenburg, Dorneck) können bereits zur Feudalzeit bestanden haben; doch waren sie leicht verletzlich und konnten mit Kot oder verendeten Tieren ohne Schwierigkeit verseucht und unbrauchbar gemacht werden. Für Kriegszeiten brauchte es einen Wasservorrat im Innern der Burgenanlage; die meisten Festen besaßen daher, wenn es die Platzverhältnisse irgendwie gestatteten, eine Zisterne, welche das Regenwasser der Dächer sammelte. Diese Behälter waren sehr kunstvoll gebaut, verfügten sie doch über eine Filtrieranlage aus Sand, Kies und Schotter, so daß sie ein wenn auch nicht bakterienfreies, so doch klares Wasser lieferten. Derartige Zisternen sind von

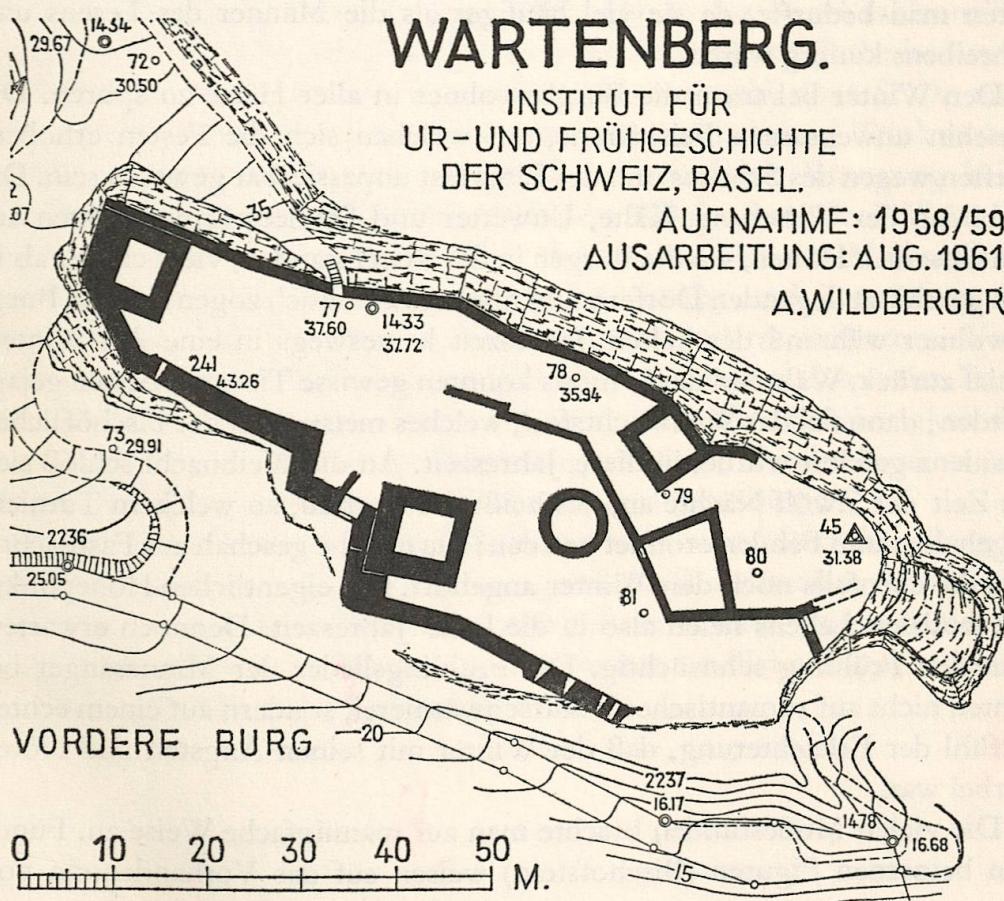


WARTENBERG.

INSTITUT FÜR
UR-UND FRÜHGESCHICHTE
DER SCHWEIZ, BASEL.

AUFGNAHME: 1958/59.
AUSARBEITUNG: AUG. 1961.

A.WILDBERGER



Bischofstein, Frobburg, Vorder-Wartenberg, Aesch-Bärenfels, Sternenberg, Blauenstein und Neuenstein bekannt. Die größte in unserer Gegend befand sich vermutlich auf Schönenberg, maß diese doch im Durchmesser über acht Meter.

Womit sich die Adelsfamilie tagsüber im einzelnen beschäftigt hat, wissen wir nicht genau. Der hirtenmäßige Charakter des mittelalterlichen Feudalismus legt die Vermutung nahe, die Ritter seien ausgesprochene Müßiggänger gewesen. Dies aber darf auf keinen Fall mit einem moralischen Werturteil verbunden werden. Über die Beschäftigung des Adligen als Hirt und Jäger haben wir oben bereits gehandelt, so daß wir hier nicht näher darauf einzugehen brauchen. Von Zeit zu Zeit hatte er Gerichtstage abzuhalten; diese machten den wesentlichen Teil seiner Regierungstätigkeit aus. Den weiblichen Bewohnern der Burg lagen die verschiedensten Frauenarbeiten ob, von welchen neben dem vielen bei Ausgrabungen zutage geförderten Kochgeschirr auch zahlreiche Spinnwirtel, Nadeln und kunstvoll getriebene Fingerhüte zeugen (Löwenburg). Nicht nur die Mägde, sondern auch die adligen Damen selbst scheinen bei diesen Arbeiten Hand angelegt zu haben. Von den Frauen wurden meist auch die wenigen Schriftstücke angefertigt, deren man bedurfte, da sie viel häufiger als die Männer des Lesens und Schreibens kundig waren.

Den Winter bekamen die Burgbewohner in aller Härte zu spüren. Die ohnehin unwegsamen Felskämme, auf welchen sich die Festen erhoben, dürften wegen des Schnees und des Eises fast unpassierbar gewesen sein. Die Unbilden der Witterung, Kälte, Unwetter und Schneestürme wirkten auf den einsamen Höhen, wo die Burgen in der Regel standen, viel heftiger als in den geschützt liegenden Dörfern und Städten. Dennoch zogen sich die Burgbewohner während der kalten Jahreszeit keineswegs in eine Art Winterschlaf zurück. Während des Winters konnten gewisse Tiere am besten gejagt werden; dann fiel das Weihnachtsfest, welches meistens in der bischöflichen Residenz gefeiert wurde, in diese Jahreszeit. An die Weihnacht schloß sich die Zeit der Zwölf Nächte an, das heißt der Termin, an welchem Turniere abgehalten und Fehden eröffnet wurden; das gleiche geschah zur Fastnachtszeit, die ebenfalls noch dem Winter angehört. Die eigentlichen Höhepunkte des feudalen Lebens fielen also in die kalte Jahreszeit. Dennoch erwartete man den Frühling sehnstüchtig. Die Frühlingslieder der Minnesänger beruhten nicht auf romantischer Naturschwärmerei, sondern auf einem echten Gefühl der Erleichterung, daß der Winter mit seinen Ängsten und Nöten vorbei war.

Die vielen Mußestunden brachte man auf mannigfache Weise zu. Funde von beinernen Figuren (Bischofstein) weisen auf das Vorhandensein von

Brettspielen hin. Ein beliebtes Musikinstrument war die Maultrommel, ein primitives Saiteninstrument, bei welchem die Mundhöhle des Musikanten als Resonanzraum diente. Schließlich dürften auch viele Sagen und Geschichten erzählt worden sein, und zwar sowohl von Familienmitgliedern als auch von fahrenden Sängern, an welchen es im Hochmittelalter keinen Mangel gab. Schwänke und geistliche Erzählungen waren besonders beliebt. In der Basler Gegend kannte man auch antike Stoffe, während die deutsche Heldenage eher nördlich von Basel, im ehemaligen Machtbereich der Herzöge von Zähringen, verbreitet war.

Gesamthaft gesehen muß für unsere heutigen Begriffe das Leben auf den Burgen äußerst hart und entbehrungsreich gewesen sein. Obwohl der Bauplatz voll ausgenützt war, herrschte eine bedrückende, verwinkelte Enge. Alles starre vor Schmutz, vor allem wegen der auf engem Raum zusammen gedrängt lebenden Haustiere. Das felsige Gelände erschwerte jede Bewegung; man mußte sich dauernd über Rampen, Treppen oder gar Leitern fortbewegen. Von den hygienischen Verhältnissen, die auf den Burgen katastrophal gewesen sein dürften, schweigen wir lieber mit Rücksicht auf den Leser. War schon der Alltag in einer Burg nicht sehr erfreulich, so wurde das Leben bei einer Belagerung geradezu grauenhaft. Die in der Regel zahlenmäßig überlegenen Angreifer ließen die Insassen der Feste nie zur Ruhe kommen; die Zeit arbeitete für sie. Die Verteidiger konnten wohl einen Sturm nach dem andern abwehren; wenn jedoch die Lebensmittel- und Trinkwasservorräte erschöpft waren, gab es auch für die tapferste Besatzung keine Rettung mehr. Aber die Gewißheit, nach dem Fall der Burg der Willkür des Siegers preisgegeben zu sein, die sich in den meisten Fällen in Mißhandlung und Beseitigung der Besatzung und in Plünderung und Zerstörung der Burg äußerte, ließ die meisten Verteidiger bis zuletzt ausharren. Viele Burgen wurden zwar nach längerer Belagerung erobert und zerstört, Ramstein, Kienberg, Blochmont, Istein; oft aber wurde die Hartnäckigkeit der Verteidiger belohnt, indem die Belagerung erfolglos abgebrochen wurde, wie bei Fürstenstein, Blauenstein, Pfeffingen und Farnsburg.

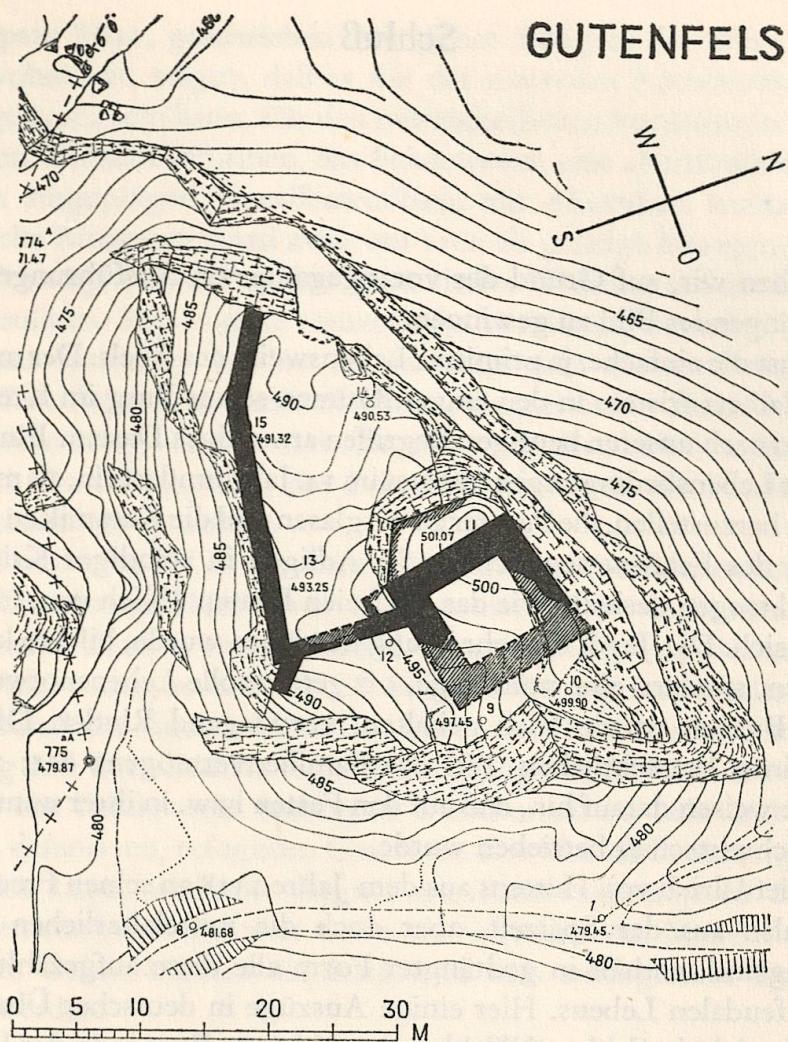
Dieses etwas düstere Bild des Lebens auf einer mittelalterlichen Burg ist freilich von unserer heutigen Zeit aus gesehen. Der damalige Adlige war nichts anderes gewohnt; für ihn bedeuteten harte Winter, primitive Behausungen und gefährliche Belagerungen selbstverständliche Gegebenheiten, mit denen man sich einfach abzufinden hatte.

4. Bemerkungen zu den Burgnamen

Die mittelalterlichen Feudalburgen trugen in unserer Gegend – soweit uns bekannt ist – einen bestimmten Namen. Bei früh zerfallenen Festen ist er allerdings nicht mehr immer bekannt. Der Name, der an solchen Burgstellen haften blieb, stellt in der Regel die volkstümliche Bezeichnung für eine Ruine oder verlassene Burg dar und ist sicher erst nachträglich entstanden. Dies trifft beispielsweise bei Ödenburg, Altenberg, Burghalden und Bürg bei Nuglar zu. Manche Festen haben heute überhaupt keinen Namen mehr, vor allem dann, wenn sie bis auf wenige Reste verschwunden sind (Erdburg bei Breitenbach, Burgen auf dem Bännlifels). Der Name der Ruine Scheideck ist leicht zu erklären, liegt diese Anlage doch an einer Stelle, wo drei Gemeindegrenzen zusammenstoßen. Was sich hinter den Namen Hülzistein und Tschäpperli verbirgt, ist völlig unklar.

Über die Burgnamen ist bereits oben berichtet worden, daß sie nicht selten nach der Gründerfamilie lauteten (Münchenstein, Münchsberg, Schalberg) oder häufig den Namen der zur Herrschaft gehörigen Siedlung trugen (Binningen, Bottmingen, Büren, Vendlincourt, Zwingen, Eptingen). Nicht selten bekam eine Burg den Namen nach einem charakteristischen Merkmal der Gegend. Angenstein wurde in einer Talenge erbaut, Homberg auf einem hohen Berg. Die Farnsburg wurde vermutlich nach den in der dortigen Gegend häufigen Farnkräutern genannt; Rotberg scheint in einer Rodung erbaut worden zu sein; jedenfalls lassen sich keine Beziehungen der Familie zur roten Farbe – etwa im Wappen – nachweisen. Blauenstein wurde nach dem Berg in der Gegend genannt, Birseck nach dem Namen des Flusses in der Nähe. Die Namen Schauenburg, Wartburg, Wartenfels, Wartenberg deuteten auf die weite Rundsicht hin, die man von diesen Burgen aus besaß. Ausgesprochen rühmenden Sinn haben die Burgnamen Schönenberg und Landskron.

Namen, die mit dem Worte froh, fröhlich oder einem Synonym gebildet wurden, waren in ganz Europa anzutreffen; vermutlich handelte es sich um einen Euphemismus, denn das Leben auf den Burgen war ja alles andere als ausgesprochen fröhlich. In unserer Gegend gab es die Burg Froberg/Montjoie in der Nähe der Ajoie und die nicht genau lokalisierte Feste Froberg bei Aesch. Ferner existierte im Sundgau eine Edelfamilie, die sich nach einer Burg Wunnenberg nannte. Der andernorts häufige Bururname Freudenberg ist in unserer Gegend nicht belegt, dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß auch der Name der Froburg, des gräflichen Stammhauses, fröhliche Burg bedeutete; denn die zahlreichen Parallelen legen diese Erklärung nahe; die Deutung von Froburg als Herrenburg würde zwar einem Revolutionär des



INSTITUT FÜR
UR- UND FRÜHGESCHICHTE
DER SCHWEIZ, BASEL
AUSFÜHRUNG: MAI/JUNI 1961. A WILDBERGER.

19. Jahrhunderts trefflich ins Konzept passen, ist aber aus sprachgeschichtlichen Gründen und wegen des Fehlens von Parallelen eher abzulehnen. In den Burgnamen Wildenstein, Gutenfels, Wildeptingen sollte die Uneinnehmbarkeit der Burgen ausgedrückt werden. Vielleicht lag diesen Namen die magische Vorstellung zugrunde, daß die Burg durch eine solche Benennung wirklich fest, das heißt uneinnehmbar gemacht würde.